

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-297532](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-297532)







der kostbaren Erziehung ihrer Mutter halb reif und selbstständig geworden — ist nichts als eine Geschichte fortwährend wiederholter Intriquen und fortwährend blutig unterdrückter Aufstände. Die Aufstände in Spanien haben alle ein eigenthümliches Gepräge: es sind Militäraufstände, Verschwörungen und das Volk hatte meistens das Zusehen. Dieser Umstand hat denn auch die Leitung der politischen Angelegenheiten ganz in die Hände der Generale gebracht. So lange sich Isabella an diese hielt, war das spanische Staatsschiff flott: erst als ihr Gusto eine andere Richtung nahm, und sie auch die Freuden nicht verschmähte, welche ihr Männer von Civil zu bieten vermochten, nahm die Sache eine gefährliche Wendung. Von Serrano, Prim und andern jetzt befehligen den Generalen ist bekannt, daß sie früher in persönlicher königlicher Gunst gestanden, und sie sollen es übel vermehrt haben, als ihre Königin vom Militär zum Civil überging. Doch wir müssen der Geschichte des verfloßenen Jahres näher kommen. Der erklärte Günstling der Königin war in der letzten Zeit und ist es noch, ein gewisser Marfori, von dem bezüglich seiner Laufbahn und Bildung nichts weiter zu sagen ist, als daß er ein kerngesunder Mann von 40 Jahren ist. Für die geistlichen Bedürfnisse der Landesmutter sorgte ein Jesuit, der Vater Claret und die blutschwitzende Nonne Patrocinia. Der Hintende kann das spanische Hofleben des Näheren nicht beschreiben, da auch Kinder den Kalender zur Hand bekommen. Genug: die Königin Isabella war bei Freund und Feind aller Achtung bar. Die goldene Rose, welche ihr der Papst von Rom in Anerkennung ihrer hohen weiblichen Tugenden geschickt hatte, vermochte diese Sachlage nicht zu ändern und so sehr die Rose auch parfümirt war, die Königin kam dadurch in keinen besseren Geruch. Alle wurmfürchtige Häuser fallen bekanntlich nicht immer bei Sturm und Ungewitter ein, sondern häufig in schönen warmen Sommernachmittagen; so gings auch mit der spanischen Monarchie.

Zwar war schon anno 67 stark am alten Thron gerüttelt worden; General Prim und mehrere Andere wollten ihm die bourbonischen Schaben ausklopfen, es gelang aber nicht, und mit einigen Erschießungen war die Sache abgethan. Die Königin fühlte sich sogar so sicher, daß sie auch für die Sicherheit Anderer sorgen zu können vermeinte. Sie trat mit dem französischen Kaiser in Unterhandlungen, welche den Zweck hatten, die weltliche Macht des heiligen Vaters aus Dankbarkeit für die Tugend-Rose für alle Zeiten zu besetzen. Zunächst sollten die französischen Truppen in Rom durch spanische ersetzt werden, als ob es in Rom nicht schon spanisch genug hergegangen wäre. Es kam aber nicht so weit. Napoleon hatte im Juni oder Juli 68 die Landmännin seiner Frau aufmerksam machen lassen, daß im schönen Spanien eine Verschwörung angezettelt sei, zu Gunsten ihres Schwagers, des Herzogs von Montpensier. Der Herzog von Montpensier ist ein Sohn des anno 48 in Rußland verletzten französischen Königs Louis Philipp und hat eine Schwester Isabellens zur Frau. Ob Madame Montpensier diejenige Infantin ist, welche anno 52 mit dem Koch ihrer Mutter

durchgebrannt ist, oder eine andere von den woflerzogenen Töchtern Christines, vermag der Hintende nicht zu sagen. Genug, sie sollte Königin und ihr Mann König werden. Isabella verbannte ihre liebe Schwester und ihren Schwager aus Spanien und begab sich nach San Sebastian, im Pyrenäen-Gebirge, um von dort aus ihren guten Freund, den Kaiser Napoleon, der in Biarritz weilte, zu besuchen und die Sicherheit des heiligen Vaters zu besprechen. Bald jedoch mußte sie auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein.

Am 19. September 1868 sagte Admiral Topete in Cadix zu seinen Matrosen: „Kinder, jetzt hab' ich's satt, wir wollen ihr den Laufpaß geben!“ steckte die rote Fahne auf den Mast seines Schiffes und kündete der Königin den Gehorsam auf; die ganze Flotte folgte jubelnd dem Beispiel. Die Nachricht hievon wurde in ganz Spanien mit Enthusiasmus aufgenommen; die Landjohndaten wollten hinter ihren Brüdern auf der See nicht zurückbleiben, und in einigen Tagen hatten sich fast alle spanischen Kriegerleute zu Gunsten des Aufstandes erklärt. Zwar sammelte General Pavia, bekannter unter dem Namen Marquis v. Novales, die treugebliebenen Isabeller und zog nach Andalusien, er wurde aber von den Aufständischen bei Alcolea in der Nähe von Cordova geschlagen und gefangen. Damit hatte die bourbonische Herrschaft in Spanien ein Ende.

Die Aufständischen waren von General Serrano angeführt gewesen. Derselbe machte sich auf den Weg nach Madrid, wo er mit dem inavischen herbeigeeilten General Prim unter ungeheurem Jubel des Volkes seinen Einzug hielt. Sofort wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, der das ganze Land huldigte. Serrano und Topete galten als die Häupter der neuen Regierung.

Und Isabella? Ja, die war in San Sebastian und fragte den geliebten Marfori und den heiligen Claret um guten Rath. Aber guter Rath war theuer. Einer ihrer Minister war von Madrid per Extrazug nach San Sebastian gefahren, um die Königin zur Rückkehr nach Madrid zu bewegen, denn die Generale waren damals noch nicht eingezogen, und Madrid war ruhig geblieben. Der Minister stellte aber die Bedingung, die Königin müsse ohne Marfori kommen. Während ergriff Ihre Majestät den Minister am Kragen und schrie: „Was? ohne Marfori? Nimmermehr! Ohne Marfori kann ich nicht leben!“ Sie lebt nun mit Marfori, aber ohne Krone. Was mehr werth ist, die Krone von Spanien oder ein brauchbarer Intendant, vermag der Hintende nicht zu entscheiden, da er den Herrn Marfori nicht persönlich kennt.

Die San Sebastianer sungen zwar keine Revolution an, gaben aber doch auf unzweideutige Weise zu verstehen, daß sie die Ehre, einen königlichen Gast zu beherbergen, lange genug genossen haben, und so verließ denn die Königin das undankbare Spanien und nahm Abschied auf Nimmerwiedersehen. Anständig sind die Spanier, das muß man sagen. Sie gaben ihr das Geleit bis zur Stelle, wo ein Adler auf dem Grenzflöße verflüchtete, daß ein anderer Herrscher zu gebieten habe. Auch ihren Schatten, den König-Gemahl nahm sie mit, sowie ihre 7000 Son-



Claret.



nenschirme, denn sie verließ ja den Schatten der spanischen Kastanien und fürchtete für ihren Teint in der französischen Sonne.

Der Herrscher von Frankreich empfing am Bahnhofe in Biarritz seine Gäste mit zuvorkommender Höflichkeit. Auch die Kaiserin Eugenie und das Kind von Frankreich waren zugegen. Was die hohen Herrschaften beim Anblick der flüchtigen Königsfamilie wohl gedacht haben, ist dem Hinkenden nicht verrathen worden: jedenfalls ließen sich sehr erbauliche Betrachtungen anstellen, wenn man nämlich gegen die Fingerzeige der Weltgeschichte nicht blind ist.

Von Biarritz ging die Reise weiter nach Bayonne, wo die Majestät von ihren Ministern empfangen wurde. Dieselben hatten es sich nicht nehmen lassen, der geliebten Landesmutter vorauszuweisen und allenthalben für einen guten Imbiß und Trunk zu sorgen. Denn in der Verbannung muß man auch gelebt haben, und Isabella nahm die Sache überhaupt sich nicht so zu Herzen, daß ihr darüber der Appetit vergangen wäre. — Von Bayonne ging weiter nach Pau in's Bad. Ob das Wasser daselbst hingereicht hat, alle Privat- und Regierungssünden abzuwaschen, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls litt es die Königin nicht lange dort. Sie übersiedelte nach Paris, ein ungeliebter Gast, dem Napoleon hatte sie nicht eingeladen, und wußte nun nicht recht, was er mit ihr anfangen sollte. Dort weiß sie indeß und hat Zeit, „fern von Madrid“ über den Wechsel aller menschlichen Dinge nachzudenken. Sie hat indeß Paris auch schon satt und soll gefonnen sein, ihren Wohnsitz in Prag zu nehmen, bis die Spanier reuevoll sie wieder auf den Thron ihrer Väter zurückholen werden. Inzwischen kann sie hoch mit dem Kur-Kasseler das Lied aus „Gaar und Zimmermann“ einstudiren:



Isabella's Ankunft in Paris.

„Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern etc.“

Daß sie im Spätjahr auf's Concil nach Rom geht, versteht sich von selbst. — Mit den Spaniern hat sich Isabella, abgesehen vom Thron, noch nicht völlig auseinander gesetzt. Zwar hat man ihr bereitwillig ihre Garberobe nachgeschickt, wozu man brauchte einen besondern Extrazug, um die vielen Unterröcke, Hosens, Hutschachteln, Fächer, Reitzzeitschen, Nieschläschchen, Rosenkränze u. s. w. nach Frankreich zu befördern. Das hat man ihr willig verabsolgt. Nachträglich aber stellte sich heraus, daß die sorgsame Königin Manches hatte misspazieren lassen, was eigentlich nicht der Königin gehörte, sondern dem Staate Spanien. So sind namentlich mehrere Hundert werthvolle Gemälde verschwunden. Die Spanier machen nun an ihre frühere Landesmutter eine Forderung von 36 Mill. Realen (4,500,000 fl.). Wie sie zur Bezahlung gelangen sollen, ist nicht abzusehen, denn die Noth- und Sparpfennige der fürsorglichen Ma-

dame sind in der Bank von England sicher angelegt und ob Diebe von Frankreich an Spanien ausgeliefert werden, weiß der Hinkende nicht.

Der werthe Leser wird sich wundern, in dieser ganzen spanischen Geschichte immer nur von der Königin Isabella zu hören und so gar wenig von ihrem Manne, dem König Franz. Der Hinkende kann nichts dafür. Er hat vom König Franz durchaus nichts weiter in Erfahrung bringen können, als daß derselbe mit Isabella und Marfiori dem schönen Spanien den Rücken gekehrt hat. Ein guter Mann ist er jedenfalls.

Nun aber zurück zu den unglücklichen, weil herrenlosen Spaniern.

Angestiftet war die Revolution unzweifelhaft zu Gunsten des Herzogs von Montpensier und vielleicht von diesem selbst; allein sie ging rasch über dieses Ziel hinaus. Der Ruf: „Keine Bourbonen mehr!“ erscholl so unzweideutig durch ganz Spanien, daß weder der Herzog noch seine Anhänger es wagten, öffentlich als Bewerber um die höchste Gewalt aufzutreten. Diese blieben Generalen, oder vielmehr der provisorischen Regierung, die sie bildeten. Beschlossen wurde alsbald, über die künftige Regierungsform bloß die verfassunggebenden Cortes entscheiden zu lassen. Es dauerte lange, bis diese zusammen kamen; sie wurden erst am 11. Februar 1869 eröffnet.

Es zeigte sich alsbald, daß die Republikaner nicht die Mehrheit hatten. Bloß 1/5 der Stimmen war ihnen in den Cortes sicher; die übrigen waren zur monarchischen gesinnt.

So wurde denn auch eine monarchische Verfassung — versteht sich auf „breitester Grundlage“ und eine Jakobiner-Mäße auf dem Haupt — ausgearbeitet, beraten und am 1. Juni mit 214 gegen 55 Stimmen angenommen. So wäre also das Königthum in Spanien fertig, aber der König fehlt noch bis heute. Ein spanischer Maler hat inzwischen dem Bedürfnisse abgeholfen, und hat einen König gemalt, freilich vorerst ohne Kopf, den wird er später darauf setzen, vorausgesetzt, daß die Spanier keinen kopflosen König wählen. Bis der Kalender gedruckt ist, und in die Welt hinauskommt, haben die Spanier vielleicht einen, aber was für einen? das weiß noch Niemand, und prophezeien ist auch für einen Kalenderreiber misslich, wenn's nämlich was anders betrifft als das Wetter. Mit dem Wetter freilich kann man's halten wie man will; trifft's bei uns nicht zu, so geräth's in Amerika und der Hinkende muß für seine Leser drüben überm Dach so gut sorgen, als für die hieuen. In der Politik aber hat das Prophezeien seinen Haken. Nun, es wird am besten sein, wir lassen alle die spanischen Thron-Candidaten aufmarschiren. Die Spanier haben dann die Wahl, was sie thun wollen, und überraschen sie die Welt mit einem ganz andern, oder treiben sie gar einer königlosen Zukunft ent-

—



gegen, so schreibt man ja das nächste Jahr wieder einen Kalender, der auch seine Weltbegebenheiten enthalten muß. Also fangen wir an mit

Nummer 0. Isabella. Mit der ist's wohl aus, was nämlich den Thron anbelangt. Ihr erhabener Gönner in Paris wird sich an der spanischen Suppe den Mund nicht verbrennen wollen, es ist schon seinem Dheim nicht gut bekommen.

Nummer 1. Alfons Franz, Prinz von Asturien, 12 Jahre alt. Hat in den Augen der Spanier keinen andern Fehler, als daß seine Mutter Isabella heißt und sein Vater so zu sagen unbekannt ist. Nun, der ist noch jung, und wenn er nicht König wird, so kann er sonst noch etwas lernen, um in der Welt sein Fortkommen zu finden.

Nummer 2. Der Herzog von Montpensier ist zwar Schwager der Königin Isabella, und somit ein halber Bourbonne, hat aber noch die meisten Aussichten, wenn's nämlich nach Isopete's und vielleicht auch Serrano's Willen geht. Beim spanischen Volke ist er nicht beliebt, und der Umstand, daß er bei dem republikanischen Aufstande

Nummer 4. Dom Luiz, regierender König von Portugal. In Spanien gibt es eine große Partei, welche für eine iberische Union, d. h. für Vereinigung von Spanien und Portugal schwärmt. Die Portugiesen wollen aber so wenig spanisch werden, als die Schwäbischen Separatisten preußisch. Sie gaben daher ihrem Dom Luiz zu verstehen, wenn er König von Spanien werden wolle, so möge er zuvor in Portugal abdanken, damit sie sich nach einem andern Könige umsehen. Niemand könne zwei Herren dienen. Dom Luiz dachte und denkt wohl noch, ein Sperling in der Hand sei besser, als eine Taube auf dem Dache und zog vor, sicherer König in dem kleinen Portugal zu bleiben, anstatt nach dem unsichern Thron des großen Spanien zu trachten.

Nummer 5. Dom Fernando, der Vater des vorigen, auch König von Portugal genannt, obgleich er nichts zu regieren hat. Wie es kommt, daß der Sohn regiert und nicht der Vater, muß ein wenig erklärt werden. In Portugal ging wie in Spanien die Krone auf eine Tochter des Königs über. Als dieselbe heirathete, erhielt zwar ihr Mann den Titel als König, sie aber war und blieb



Marshall Serrano, s. B. Regent von Spanien.



Admiral Topete.

in Abalusien der provisorischen Regierung seine Dienste zur Bekämpfung desselben anbot, hat ihn in der öffentlichen Achtung eben nicht gehoben. Man schreibt ihm alle Fehler seines Vaters, namentlich auch dessen Knickerei zu, und seine Verbindung mit dem spanischen Zweige der Bourbonen mag seinen Charakter nicht gerade veredelt haben. Seine Erhebung auf den Thron würde jedenfalls schwere innere Unruhen zur Folge haben.

Nummer 3. Don Juan Carlos Maria Isidoro, Sohn des Don Carlos, der Isabella den Thron freitig machte, Haupt und Hoffnung der Carlisten. Carlisten finden sich bloß in den nördlichen Gegenden Spaniens und auch dort nicht in so großer Anzahl, daß sie zu fürchten wären. In zweiter Linie, wenn nämlich die Wiedererhebung Isabella's, oder ihres Sohnes unmöglich ist, ist Don Carlos auch der Candidat der Carlisten. Trotzdem ist an seine Erwählung nun und nimmermehr zu denken. An den Namen Don Carlos knüpft sich in Spanien der Gedanke an Rückschritt und Vergangenheit nicht an Fortschritt und Zukunft.

Hiermit wäre die Zahl der „legitimen“ spanischen Candidaten erschöpft, und wir müssen uns im Ausland umsehen. Sinf. Vote 1870.

regierende Königin, was Staatsfachen anbelangt. Wie sie's zu Hause gehalten haben, und wer da die Hofen angehabt hat, das geht uns hier nichts an. Als die Königin, Donna Maria starb, ging die Krone auf ihren ersten Sohn und nach dessen Tode auf den zweiten über. So ist also Dom Fernando zwar Vater des Königs, aber nicht regierender König. Dom Fernando ist unser Landmann, ein geborner Deutscher, ein Prinz von Coburg. Er hätte Zeit, sich des verwaisten Spaniens anzunehmen, aber er hat keine Lust dazu. Er lebt in einem schönen Landhause, trinkt Wein, den er selber gepflanzt hat, hat sich kürzlich mit einer schönen Tänzerin verheirathet, und ist dabei glücklicher, als er es im Maderer Schlosse oder gar im Eskorial sein würde.

Den Spaniern, die ihn zur Annahme ihrer feilen Krone zu bewegen suchten, sagte er: „Sehen Sie hier meinen Panamahut; derselbe ist leicht, sitzt mir bequem und schützt mich vor den Sonnenstrahlen vollkommen. Ich möchte ihn nicht mit einer Krone vertauschen, die mir leicht unbequem werden und mich drücken könnte.“ Als er erfuhr, daß von der Regierung oder doch der Mehrheit der Cortes eine Deputation an ihn gelangen sollte, ließ er



Sofort nach Madrid telegraphiren, die Herren könnten sich Zeit und Geld ersparen, er bleibe bei seinem Panamahut. Der wackere Deutsche hat Recht: man kann glücklich und zufrieden sein, auch ohne daß man Halbinseln zu regieren hat.

Nummer 6. Amadeus, Herzog von Aosta, Sohn Victor Emanuels von Italien. Prinz Amadeus gehört auch so halb und halb in die portugiesische Freundschaft, denn seine Schwester ist Königin in Portugal. Vielleicht wäre ihm eine Krone lieber, als ein Panamahut; er hat aber bis jetzt nicht Gelegenheit gehabt, sich darüber auszusprechen, da ihm die Krone noch nicht förmlich angetragen wurde. Kommt es so weit, so rät ihm der Hinkende nach dem Hut zu greifen.

Mit der Zahl sechs wollen wir die Reihe der fürstlichen Candidaten schließen; denn was man von englischen, russischen, preussischen, schwedischen, dänischen, hohenzollern'schen und hohenzollern'schen Prinzen, von reuzgreiz-schleiz-lobensteinischen und lippe-bückeburgischen Hoheiten, vom König von Griechenland und dem Vicekönig von Egypten, von Si-lu-lu, einem Geschwisterkind des Kaisers von China und Ka-tek-go, dem Neffen des Mikado von Japan, geschrieben und ausgemacht hat, gehört doch wohl bloß in's Reich der Fabel. Nun aber haben die Spanier selbst noch Leute genug im Lande, die das Zeug zu einem Könige im Leibe hätten, wenn ihr Stammbaum auch nicht in die Zeiten Olms hinaufreicht. Da ist vor Allem

Nummer 7. Espartero, der Herzog von Vitoria. Dieser ist der Candidat der Republikaner; seit dieselben nämlich mit der Republik selbst durchzubringen nicht mehr hoffen dürfen, wollen sie wenigstens unter den nothwendigen Uebeln das kleinste wählen. Zu Gunsten ihres Candidaten, des Siegesherzogs, vermögen sie freilich nichts weiter vorzubringen, als daß derselbe alt und kinderlos sei. Das ist eben sein Vorzug in ihren Augen. Er hat seine 76 Jahre auf dem Rücken und ist so ziemlich ab- und ausgenützt. Von Zeit zu Zeit bewunderten die Spanier in ihm den Hort ihrer Freiheit; die Frucht seiner Siege hatte aber stets der Hof und nicht das Volk einzuernten. Wenn der Mann den Thron und nicht der Thron den Mann zu zieren hat, so stünde dem alten Herrn ein Hut viel besser als eine Krone.

Espartero hat an der gegenwärtigen spanischen Bewegung in keinerlei Weise Theil genommen; wahrscheinlich empfindet er selbst, daß seine Zeit vorüber ist.

Nummer 8. General Prim. Das ist ein schlauer Ruch; er hat noch nicht gesagt, daß er den Thron wolle, hat aber auch noch nicht rundweg erklärt, daß er ihn nicht wolle. Ebenso wenig hat er sich über eine etwaige Präsidentschaft ausgelassen. Prim ist, was man so einen Lebemann heißt; er kann das auch aus-

führen, denn er hat eine sehr reiche Merikanerin zur Frau genommen. Dabei ist er aber ein äußerst unruhiger Kopf, der jedesmal, während er einen Verschwörungssproß auf dem Halse hatte, eine neue Verschwörung ausheckte. Wollte man alle die gegen ihn erlassenen Sieckbriefe und Verurtheilungen sammt den darauf folgenden Begnadigungen sammeln und drucken, es gäbe einen anständigen Band. Ob hinter diesem Treiben ein Charakter steckt, der im Stande wäre, seine Nebenbuhler niederzuhalten und die Geschicke der Nation mit Kraft und Weisheit zu lenken, wird sehr bezweifelt. Man könnte sich darin täuschen, aber der Muth, im entscheidenden Augenblicke mit sicherer Hand darein zu greifen, scheint ihm doch zu fehlen; seither erschien er meist auf dem Schauplatz, wenn die Hauptsache abgethan war. Seiner Erhebung auf den Thron stehen in erster Linie die andern Generale entgegen; sie werden sich schwerlich dazu verstehen, einen ihresgleichen zu ihrem Herrn zu machen. Prim ist anno

16 geboren, also den Republikanern noch nicht alt genug für den Thron, namentlich da er auch noch gar nicht gealtert ausfieht. Will er in Spanien bleiben, was sein Name besagt, der Erste, so hat er sich zu wehren.

Nun hätten wir 8 der Candidaten; denn Nr. 0, die Isabella, zählt nicht.

Damit die Spanier aber doch vorerst etwas haben, so haben sie den Marschall Serrano als Regenten mit dem Titel „Hohheit“ als provisorischen Hüter der Staatsverfassung aufgestellt.

So Spanier, jetzt wählet! Und thut ihr euch auf keinen vereinigen, oder wird Euer kostbares Geschenk zurückgewiesen, so probirt in Gottes Namen ein Paar Jahrelein ohne König, vielleicht geht es auch; es ist ja seit bald einem Jahre auch gegangen! Schon manches Gesetz und manche Verfassung ist bloß auf dem Papier bestanden; wie wär's, wenn Ihr der Welt auch einmal



General Prim.

bas Beispiel geben würdet von einer Monarchie auf dem Papier?

Doch es sind Eure Sachen, sehet Ihr zu! Was auch das Endergebniß der spanischen Revolution sein mag, sie ist jedenfalls ein großer Riß durch jene Gesetze und Rechte, welche, wie Göthe sagt, sich als eine ewige Krankheit forterben, und stellt das Recht, das mit uns geboren wird, wieder in den Vordergrund. Sie ist ein kräftiger Ruch nach vorwärts, der nicht bloß Spanien, sondern der ganzen alten und neuen Welt zu gute kommt. Wird auch wieder eine erbliche Monarchie anstatt der alten errichtet: es ist nimmer die alte legitime, von Gottes Gnaden, es ist die neue von Volkes Gnaden. „Alle öffentliche Gewalt beruht im Volke“, spricht die neue Verfassung aus, und wer die Krone annimmt, hat das anzuerkennen und zu unterschreiben. Weil wir da gerade am Unterschreiben sind, so muß der Hinkende doch auch seinen Lesern mittheilen, wie's beim Unterschreiben der Verfassung in

Madr... eine b... gefertig... Neun... famen... Stahl... wenn... oder... Herre... so ent... lieben... Gran... berne... We... thum... provi... dieles... Neub... Pres... und... würd... und... umm... gaben... und... im... grün... es m... ligid... rasch... wart... nicht... beben... neben... Jan... unba... gerä... hiev... wegg... ist... Die... nich... stre... thol... bleib... die... dür... zu f... feun... und... mit... kap... gom... eine... Heil... Spa... wor... den... dar... Nin... Han... dies... Sei... Nel... reiß... ma... sam... gre... ten



Madrid zugegangen ist. Für jeden Abgeordneten wurde eine besondere Feder von Silber mit elfenbeinerner Spitze gefertigt, die er zum ewigen Andenken behalten darf. Dem Republikaner verweigerten die Unterschrift und kamen so auch um die silberne Feder. Eine einfache Stahlfeder, etwas spitzig wie die des Hinkenden, hätte, wenn man sparen wollte, freilich den Dienst auch gethan, oder auch ein guter Gänsekiel; und den paar schwarzen Herren, die sich in die Cortes verirrt haben, hätte man ja extra eine Rabenfeder zuschneiden können. Die Spanier lieben aber einmal bei allem, was sie thun, eine gewisse Grandezza, und so mag ihnen der Aufwand mit den silbernen Federn verziehen sein.

Wenn ein Haus einfällt, ist das erste, was man zu thun hat, den Schutt wegzuräumen. Da fand denn die provisorische Regierung Arbeit genug vor, und sie hat sich dieser Arbeit mit größerem Geschick entledigt, als sie beim Neubau entwickelte. Die Pressfreiheit, das Vereins- und Versammlungs-Recht wurden alsbald verkündet und eingeführt, eine Menge unnützlicher Stellen und Ausgaben wurden abgeschafft und überhaupt begonnen, im ganzen Staatswesen gründlich auszumisten. Daß es mit Neuerungen auf respektlosem Gebiet nicht so rasch geht, als viele erwarten haben, darf uns nicht wundern, man muß bedenken, daß es in Spanien ist, wo seit halb 400 Jahren den Pfaffen eine unbeschränkte Herrschaft eingeräumt war; die Folgen hiervon sind nicht über Nacht wegzuräumen. Geschehen ist, was geschehen konnte. Die Verfassung enthält zwar nicht die Trennung der Kirche vom Staate; die katholische Religion ist und bleibt Staatsreligion, d. h. die Religion, für deren Bedürfnisse von Staatswegen zu sorgen ist; aber alle Beschränkungen sind freigegeben, und da und dort ist schon mit dem Bau evangelischer Kapellen oder Kirchen begonnen worden, und für eine protestantische Kirche in Madrid hat man kürzlich in Heideberg Beiträge gesammelt. Das ist schon viel in Spanien. Mit den Klöstern ist theilweise schon aufgeräumt worden und wird hoffentlich noch gänzlich aufgeräumt werden. Sie sollen Schulen und meinetwegen auch Kasernen daraus machen, immer besser als Nestler für faule Pfaffen. Nimmt die Regierung das Schulwesen kräftig in die Hand — die Gemeinderäthe aller größeren Städte haben dies von sich aus schon gethan — und läßt der freien Wissenschaft ihre freie Entwicklung, so wird bald der Nebel, der sich über die schöne Halbinsel gelagert hat, zerreißen und dem hellen Sonnenschein Platz machen.

Wie dem ganzen zusehenden Europa, so ging auch manchem Spanier die Entwicklung der Dinge zu langsam. Dies war namentlich in Andalusien und den angrenzenden Provinzen der Fall. Die guten Leute konnten nicht einsehen, warum man in Madrid um die Re-

publik herumgehen solle wie die Kacke um den heißen Brei. Sie proclamirten dieselbe daher auf eigene Faust, wurden aber von den Generalen belehrt, daß bloß sie auf's Revolutioniren patentirt seien. In Cadix, Xeres, Malaga und andern Orien kam's zum blutigen Zusammenstoß zwischen den Republikanern und den provisorischen Regierungstruppen. Am blutigsten giengs dabei in Malaga zu, wo der gute Wein die Köpfe ohnehin gerne erhitzt. Zwei Tage und eine Nacht hindurch wurde ununterbrochen gekämpft. Das Innere der Stadt mußte erst mit dem Bajonnet genommen werden, ehe die Republikaner sich ergaben. Bei diesen republikanischen Aufständen wurde mehr Blut vergossen, als bei der Vertreibung der Königin Isabella und ihrer Anhänger. Es war um Weihnachten 68 als sie stattfanden, also lange vor Eröffnung der Cortes. Der Entscheidung der letzteren sollte allerdings keine einzelne Stadt oder Provinz vorgreifen; aber warum sollten die Bürger von Cadix und Malaga nicht das Recht gehabt haben, sich für die oder jene Regierungsform öffentlich auszusprechen? Und Bürger gegen Bürger sollten eben nicht gleich zu Kanonen und Kartätschen greifen. Seitdem ist's ruhig geblieben.

Große Aufregung verursachte ein in Burgos von den Pfaffen angestifteter und am 25. Januar ausgeführter Meuchelmord.

Entierrez de Castro, Civil-Gouverneur von Burgos, ein freisinniger, höchst geachteter Mann, wurde in der Hauptkirche daselbst erschossen. Und warum? Er war von der Regierung beauftragt, zu erheben, was von werthvollen Gegenständen in der Kirche noch vorhanden sei; man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die Pfaffen überall bei Seite zu schaffen suchten, was irgend von Werth war und wollte diese Beeinträchtigung des Staatseigenthums nicht länger dulden. Dagegen wehrten sie sich



Ermordung des Gouverneurs in Burgos.

durch Meuchelmord. Den Anstiftern und Thätern ist ihr Lohn geworden.

Als in Spanien ausgekehrt wurde, so wollte

**Cuba**

hinter dem Mutterlande nicht zurückbleiben und griff auch nach dem Besen. Nur waren die Verhältnisse auf der schönen antillischen Insel ganz andere, als am Tajo- und Ebrostrand. Der Aufstand kehrte sich gegen die spanische Statthaltereit und die spanischen Truppen, und das Lösungswort war keineswegs: „Keine Bourbonen mehr!“ sondern: „Trennung von Spanien, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Cuba's!“ Die Generale in Madrid wollten nicht den Vorwurf auf sich laden, daß unter ihrer Regierung Spanien seine schönste Perle verloren habe; sie sandten zur Unterdrückung des Aufstandes wiederholt Truppen ab. Allein so viel auch von den Siegen dieser



Truppen und von den Niederlagen der Cubaner schon berichtet worden ist, der Aufstand ist eben noch immer nicht unterdrückt; im Gegentheil haben in neuester Zeit auch die spanischen Truppen, die Freiwilligen, dem Generalcapitän von Cuba, dem General Dulce, den Gehorsam gekündet und denselben genöthigt, nach der alten Welt sich einzuschiffen.

Bei den Vorgängen auf Cuba haben die Nordamerikaner die Hand im Spiele. Sie sind längst lüstern nach dem schönen Lande, wo die köstlichen Habana-Cigarren wie bei uns die Spargeln wachsen, und wenn sich Gelegenheit bietet, so sind die Republikaner der neuen Welt im Annectiren so wenig bedenklich als die Monarchen der alten Welt.

So, nun wäre der Hinkende mit den Spaniern auf 1 Jahr fertig; doch: „Wo man's am wenigsten dachte, springt der Hase heraus“, sagt ein spanisches Sprichwort.

Bringt da die neueste Zeitung die Nachricht, daß ein König für Spanien gefunden sei, und zwar ist es keiner von den 8 Candidaten des Hinkenden. Er muß also noch hinten nachhinken mit

Nummer 9: Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, Neffe Victor Emanuels und also Geschwisterkind von Nummer 6. So weit des Hinkenden geschichtliches Gedächtniß reicht, hat noch kein Thomas einen Thron geziert, es wäre also wohl der Mühe werth, es auch einmal mit einem solchen zu probiren. Warum sollte ein Thomas nicht ebenso gut regieren können, als ein Jakob oder Peter oder Michel? Vorerst ist aber der fragliche Thomas noch ein unglücklicher Thomas, d. h. er glaubt selber nicht daran und studirt inzwischen in Oxford canonisches und anderes Recht.

Nun aber genug von Spanien!

**Frankreich.**

Er an der Seine mag seinen Theil gedacht haben über die Vorkommnisse in Spanien, die ihn ganz in die Quere kamen. „Schau, schau, es geht oft schneller als man glaubt!“ — soll Er gesagt haben, wenn der Kladderadatsch recht gehört hat. Es war alles so nett eingefädelt: die Franzosen in Rom sollten durch Spanien erstet und damit Frankreich, der Papst, die Kaiserin und das eigene Gewissen zufriedener gestellt werden. Da kommt die dumme Revolution dazwischen und schickt ihm Isabella, Marfiori und die ganze spanische Pastete auf den Hals. Das war ärgerlich, namentlich auch des schlechten Beispiels wegen, das den in diesem Punkte sehr lernbegierigen Franzosen gegeben warb. Aendern aber ließ es sich nicht, und er hat sich sehr gebüht, etwas daran ändern zu wollen. In Frankreich selbst ist des Weltgeschichtlichen nicht viel oder eigentlich nichts geschehen. Der Kaiser ist um ein

Jahr älter geworden und sein Sohn ebenfalls; für letztern mag es ihn freuen, für ihn selbst aber nicht — vielleicht aber auch; denn in Frankreich darf man sich Gottlob! sagen, wenn wieder ein Jahr in Ruhe vorübergegangen ist. So gar ruhig ging es indessen nicht zu. Da ist einmal vor allem das ewige Geheze gegen Preußen und Deutschland. Die Franzosen können und wollen noch immer nicht begreifen, daß auch ohne sie in Weltgeschichte gemacht werden kann. Sie müßens noch begreifen lernen und Napoleon hat es vielleicht schon begreifen. Wäre bei uns hüben über'm Rhein Alles, was es sein sollte, wäre bei uns selbst nicht das ewige Gehezer und Geheze: die Franzosen dächten nicht daran ein Wort in unsere Angelegenheiten zu reden.

Zur Abwechslung machten sich die Franzosen auch einmal an einen andern Nachbar: sie erfanden die belgische Frage. Eine französische Eisenbahngesellschaft, die belgische Eisenbahngesellschaft, suchte sich in den West von



Die neuen Pariser Abgeordneten.

der wichtigsten belgischen Eisenbahnlilien zu bringen, was den Franzosen ermöglicht hätte, in Friedenszeiten die belgische Industrie, in Kriegszeiten das belgische Heer lahm zu legen. Sinter der französischen Eisenbahngesellschaft stand natürlich die französische Regierung; es sollte in aller Gemüthlichkeit eine friedliche Annexion Belgiens eingeleitet werden. Die Belgier aber rochen den Lunten und machten schnell ein Gesetz, wornach die Uebertragung von Eisenbahnconcessionen von der Laubniß der Regierung abhängig sein soll. Ein ähnliches Gesetz besteht in Frankreich längst; dessen ungeachtet aber schrien die Franzosen über Gewaltthätigkeit und Herausforderung, die sich ein kleiner schwacher Staat gegen die große mächtige Nation erlaube. Glücklicherweise hatte es bei dem Geheze sein Bewenden. Die Eisenbahngesellschaft erhält die belgischen Eisenbahnen nicht.

Wehr als Deutsche und Belgier machen dem Kaiser seine eigenen Franzosen zu schaffen. Sie sind, namentlich die Pariser, sehr erfinderisch in dem, was geeignet ist, den Kaiser zu ärgern. Vor allen versteht dieß ein gewisser Rochefort, ein Graf, der sich aber einfach Henri Rochefort schreibt und nennt. Der kam auf den Gedanken, ein neues Blatt zu schreiben, die Laterne, einzig zu dem Zwecke, um dem Kaiser damit heimzuleuchten. Das thut er denn auch ganz ungenirt. Napoleon hat wohl seinem Reichtvater so viel gebeichtet, als ihm Rochefort unter die Nase reibt. Trotz seines hohen Preises fand das Blatt reißenden Abgang, und schon die ersten 10 Nummern hätten den Rochefort zum reichen Mann gemacht, wenn er nicht als ächter Pariser die goldenen Napoleons ebenso schnell durchgejaagt hätte, als sie hereingekommen waren. Daß seines Bleibens in Paris und Frankreich

nicht  
Er  
das  
nach  
zu v  
Bei  
geben  
fort  
gew  
18,3  
wen  
nur  
der

F  
zufu  
geb  
Lat  
ter,  
mer  
h  
han  
nu  
ist.  
abe  
ma  
so  
wä  
ger





Henri Rochefort.

nicht sein konnte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er floh nach Belgien, und die Volkzeigerichte haben nun das Vergnügen, ih für jede Nummer seiner Laterne, die nach wie vor erscheint und in viel tausend Exemplaren nach Frankreich eingeschmuggelt wird, in contumaciam zu verurtheilen. Das ist aber noch nicht das Aergste. Bei den im Mai vorgenommenen Wahlen zum gesetzgebenden Körper stellte ein Pariser Wahlbezirk den Rochefort als Candidaten auf, und es fehlte wenig, er wäre gewählt worden; mit 14,761 Stimmen unterlag er gegen 18,350, welche Jules Favre erhielt, der aber ebenso wenig ein guter Freund Napoleons ist, als Rochefort; nur daß jener Glacéhandschube anhat, während dieser mit der Faust drein schlägt.



Jules Favre.

Die Franzosen dürfen übrigens mit dieser Wahl ganz zufrieden sein, denn Jules Favre ist ein durch und durch gebieter Patriot und praktischer Politiker, während der Laternen-Mann Rochefort nichts ist als ein frivolster Spötter, dessen Erfahrung- und Gedankenlosigkeit in der Kammer bald genug an den Tag gekommen wäre.

Die Wahlen zum gesetzgebenden Körper überhaupt könnten Napoleon die Augen öffnen über die Stimmung in Frankreich, wenn er darüber noch im Unklaren ist. Zwar ist die Mehrzahl derselben kaiserlich ausgefallen, aber bei weitem nimmer in dem Grade, wie früher. Zählt man alle in Frankreich abgegebenen Stimmen zusammen, so entfallen auf die kaiserlichen Candidaten etwa 4 Millionen, während auf die der Opposition kaum 1/2 Million weniger kommen. Die weltbekanntesten 8 Millionen, auf

denen das Recht Napoleons an den Kaiserthron beruht, sind also bedeutend zusammengeschmolzen. Die Franzosen haben längst eingesehen, daß alles nur eine Zeit lang schön ist, und wäre es auch ein auf das allgemeine Stimmrecht gegründetes Kaiserthum. Was den Anusfall der Wahlen für Napoleon am bedenklichsten macht, ist der Umstand, daß die großen Städte alle feindlich abgestimmt haben, und daß er seine Mehrheit nur dem Landvolke zu verdanken hat und mehr noch der nichtswürdigen Einteilung der Wahlbezirke, die so eingerichtet sind, daß die geschicktesten Leute immer von den durch die Pfaffen und Bürgermeister bearbeiteten Dummköpfen überstimmt werden. Von einem der freisinnigen Deputirten will der Hinkende ein Geschichtlein erzählen:

Im Priesterseminar in Montauban war ein junger Mann, der hatte zum Geistlichwerden wenig Talent und noch weniger Lust. Also schrieb er eines Tages seinem Vater: „Lieber Vater, hole mich, oder ich steche mir ein Auge aus.“ Der Vater dachte: „der Narr“, und gab ihm keine Antwort. — Drei Tage darauf meldete dem Vater ein Brief des Directors: „Euer Sohn hat sich ein Auge ausgestochen.“ Jetzt war's dem Vater nicht einerlei, schleunig reist er zu seinem Sohne, zankt mit ihm und beschwichtigt ihn und — läßt ihn im Seminar. Kaum aber daheim angekommen, erhält er wieder einen Brief: „Lieber Vater, wenn Du mich in drei Tagen nicht von hier fortlässest, so steche ich mir auch das andere Auge aus.“ Hochachtungsvoll etc. — Jetzt gab der Alte nach und hat seinen Sohn geholt. Der Sohn ist Advokat geworden und heißt Gambetta, und ist derselbe junge Mann und Republikaner, den die Pariser in die Kammer gewählt haben. — Der hatte gewiß keine Lust, Priester zu werden, und wenn er sich nur halb so energisch gegen Napoleon wehrt, als er sich gegen die Priesterei gewehrt hat, so mag der Kaiser sich auf einen ersten Kampf gefaßt halten mit dem eindüggigen Gambetta. —



In der gesetzgebenden Versammlung selbst wird die Opposition keinen Beschluß durchzusetzen vermögen, denn sie wird nicht über 1/5 oder höchstens 1/4 der Stimmen zu gebieten haben; der Kampf könnte aber leicht aus der Kammer wo anders hin verlegt werden, und — doch was brauchen wir uns mit Vermuthungen den Kopf zu zerbrechen? Napoleon weiß so wenig als der Hinkende, was in der Zeiten Hintergründe schlummert. Für uns Deutsche wäre jedenfalls gut, unsere Zustände vorher fertig zu machen, ehe der Tanz drüben wieder angeht.

Auch ein Todter hat dem Kaiser Napoleon viel zu schaffen gemacht, der am 3. December 1811 im Kampfe für Gesetz und Recht auf einer Barricade gefallene Abge-



ordnete Baudin. 17 Jahre waren verfloßen, und wohl nur wenige mögen noch des Ehrenmanns gedacht haben, der auf dem Kirchhofe von Montmartre schlummerte. Am Allerheiligentage suchten einige Pariser sein Grab auf und schmückten es mit Blumen. Sofort wurde die Wallfahrt zu Baudins Grab als Kundgebung republikanischer Gesinnung benützt und halb Paris strömte dorthin. Alle freisinnigen Blätter forderten die Sammlungen, besetzte am Todestag Baudins dessen Grab und den ganzen Kirchhof mit Truppen und stellte eine Menge Baudin-Berehrer vor's Gericht. Die darüber geführten Verhandlungen dienten nicht dazu, das Ansehen des Kaisers und seiner Regierung zu erhöhen. Man erinnerte sich wieder lebhafter an den blutigen Geburtstag des Kaiserreichs und man verurtheilte den 2. Dezember in einer bisher unerhörten Sprache. Wurden auch die Mißvergünstigten niedergehalten, und die Angeklagten bestraft, so konnte man doch das Gespenst „Baudin“ nicht erschrecken, wie einst den Mann selbst, den der Mörder der Republik zu einem stillen Manne gemacht zu haben glaubte. Die Pariser haben

heuer auch einmal an ihre besondern Pariser An gelegenheiten gedacht und ihr Soll und Haben untersucht. Da fanden sie denn, daß ihr Oberamtmann oder Präfect, wie man's in Frankreich heißt, für Verschönerung des schon vorher schönen Paris nicht weniger als 1865 Millionen Franken ausgegeben hatte. Herr Haufmann, so heißt der Verschönerer (man könnte meinen, es wäre ein Deutscher, es ist aber ein geborener Pariser), hatte seit

15 Jahren nicht nur einzelne Häuser und Straßen, sondern ganze Stadtviertel niederreißen lassen und dafür schöne neue breite Straßen angelegt, natürlich alles, um den Pariser mehr Licht und Luft zu verschaffen. Die Pariser aber und auch andere Leute meinen, man habe nicht nur ihnen Licht und Luft verschaffen wollen, sondern auch den Kanonenjägeln. Niedergerissen wurden nämlich alle die krummen und engen Gassen, in welche sich bei jeder Revolution die Aufständischen festsetzten, und wo ihnen mit Kanonen und Kartätschen nicht wohl beizukommen war. Jetzt sollen sie's wieder versuchen, und in den breiten geraden Straßen, deren Hauptgeden mit festen Kasernen versehen sind, Barrikaden bauen! Nun, schöner mag Paris jedenfalls geworden sein, wenn nur die 1865 Millionen auch bezahlt wären. Nicht weniger als 465 Millionen sind noch zu beden, welche Herr Haufmann bei der Bodentribunalität auf Rechnung der guten Stadt Paris entlehnt hat. Die Pariser lassen sich indessen darüber keine grauen Haare wachsen. Sie hoffen, die Schulden Frankreichs und die der Stadt Paris werden an Einem nicht mehr fernem Tage getilgt werden.

Am 15. August wird der hundertjährige Geburtstag des alten Napoleon gefeiert. Die Kritiker liegen sich schon lange in den Haaren und streiten, ob Napoleon auch wirklich am 15. August 1769, oder nicht schon im Jahre 1768 geboren sei. Der alte Kaiser steht im Verdacht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. Seine Heimath, die Insel Corsica, kam nämlich im Jahr 1768 an Frankreich, und dazumal soll er schon am Leben gewesen sein. Um aber bei den Franzosen als geborner Franzose zu gelten, habe er in eigener Machtvollkommenheit seinen Geburtstag um 1 Jahr zurück- oder vielmehr vorgeschoben und 1769 anstatt 1768 in seinen Tauffchein setzen lassen. Der Hinkende läßt unentschieden, welche Jahreszahl die richtige ist; die Welt verliert nichts dabei, ob Napoleon als Landsmann oder als annekirter Corse den Franzosen die Haut über die Ohren gezogen hat. Eines aber ist gewiß, die Franzosen mögen meinethalben an dem 100jährigen Napoleonstage Champagner trinken, der Hinkende trinkt an diesem Tage Brunnwasser, so schwer es ihm auch ankommen mag.

### Italien.



Baudin's Tod am 3. Dezember 1861.

Vom Königreich Italien ist außer der Einführung der neuen Steuern, von denen der Hinkende schon im vorjährigen Kalender berichtet hat, nicht viel Neues zu sagen, und auch in diesem Punkte hätten's die Italiener gern beim Alten gelassen.

Dagegen hat man gemunkelt, daß der Ke galantuomo es nicht beim Alten lassen wolle gegenüber Deutschland, dem er bekanntlich Venedig verdankt. Er soll mit dem Habsburger und mit Napoleon im Trüben fischen wollen, aber man begreift nicht, was er dabei fischen könnte, und die Italiener wittern saule Fische und sehen schein dazu, wie sich die Weiden, Franz Joseph und Viktor Emanuel gegenseitig mit Orden und Regimentern beschenken.

Der König von Italien würde besser thun, sich mehr um sein eigenes Hauswesen zu bekümmern, als in fremde Haushaltungen mit drein reden zu wollen, denn das Einigungswerk in Italien geht verdammt langsam vorwärts, ja ist förmlich in Stillstand gerathen, und wird nächstens wieder rückwärts gehen. Der Regierung fehlt es an Kraft und Energie gegenüber diesem halbgebildeten, noch an den Nachwehen der Pflasterkrankheit leidenden Volke, und wenn die Bestechung und Mord selbst aus den Kreisen der sogenannten Gebildeten sich rekrutirt, so sind das Zustände, die dem Könige keine Zeit lassen sollten sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern.

Doch die Gefühle und Interessen der Völker sind oft mächtiger als die Launen der Könige, und mag Viktor Emanuel auch mit Deutschland grollen und schmollen, er folgt doch der gebieterischen Nothwendigkeit und läßt durch eine Gotthardts-Bahn Italien mit dem deutschen Mittelpunkt von Europa verbinden, eine Bahn, die den Mont-



Venis und den Bremer, die seine Freunde Frankreich und Oesterreich links und rechts liegen lassen.

Rom.

Die Hauptsache sind hier die Vorbereitungen zum Concil. Auf das Concil selbst kann der Hinkende mit dem Druck seines Kalendes nicht warten, die Zeit geht fort, und sie werden sie wahrscheinlich auch in Rom nicht zum Stillstand bringen.

Am 24. November 1868 wurden in der ewigen Stadt 2 politische Verbrecher hingerichtet, Monti und Tognetti. Sie hatten die Serristorifaserne mit den päpstlichen Zuaven in Rom in die Luft sprengen wollen, und es hatten dabei allerdings mehrere Personen das Leben verloren. Indessen hatte man allgemein geglaubt, der heilige Vater werde sie begnadigen, da ihr Verbrechen ein politisches war, und sich nicht nur die italienische Regierung, sondern selbst Napoleon für ihre Begnadigung verwendet hatte. Aber umsonst! Am Tage der Eröffnung des italienischen Parlaments in Florenz mußte die Guillotine in Rom ihren schauerlichen Dienst thun. Das Parlament verstand den Wink nur zu gut. Eine ungeheure Entzweiung brach aus, und einer der Abgeordneten, Virio, rief: Wir können nichts thun, als die Tapfern des Landes auffordern „Geht nach Rom und werft die Hande in die Tiber!“ Auch der Ministerpräsident konnte nicht umhin, die Hinrichtung auf's Nachdrücklichste zu mißbilligen, und die Kammer beschloß mit allen gegen 6 Stimmen einen feierlichen Protest. Damit waren freilich weder Monti und Tognetti, noch die von letztern in's Jenjeits beförderten Zuaven und Musikanten in's Leben zurückgerufen.

Nach dem Vorgange mit Monti und Tognetti schien das Leben zweier andern Gefangenen in Rom keinen Peterspfennig mehr werth zu sein. Es waren dieß Njani und Luzzi, die ebenfalls zum Tode verurtheilt worden waren. Njani besaß eine Wollwaarenfabrik in Rom und war benüncirt worden, in seinem Hause befand sich eine Waffenkammer. Eine Compagnie Gendarmen und eine Compagnie Soldaten rückten an und es entspann sich in der Fabrik ein mörderischer Kampf, bei welchem 16 von Njani's Freunden und Arbeitern und 1 Zuave getödtet wurden. Das Haus wurde erkürrt und zerstört und Njani flüchtete sich in das Haus einer Frau Tavani. Dort fanden ihn die Zuaven, nahmen ihn gefangen und mordeten die Frau Tavani und ihren 13jährigen Sohn.

Das war am 25. October 1867 geschehen, zur Zeit als Garibaldi durch die französischen Chassepots an der Einnahme der ewigen Stadt gehindert worden war. Nach 14monatlicher Gefangenschaft sollte nun Njani mit seinem Freunde Luzzi dafür unter die Guillotine kommen. Sie wurden jedoch auf persönliche Verwendung Victor Emanuel's begnadigt.

Christus hat dem Malchus sein abgehauenes Ohr wieder hergestellt, daran dachte vielleicht der Nachfolger Petri in der letzten Stunde, und daß es ihm vielleicht etwas schwer werden dürfte abgehauene Köpfe wieder aufzusetzen, trotz seiner Unfehlbarkeit.

Doch, wir sind ja an den Vorbereitungen zum Concil! Concil! Was ist Concil?

Das Concil ist die letzte Delung, die sich der Ultramontanismus selber gibt, eine Illustration zu dem Sprichworte: „Blinder Eifer schadet nur.“ Mit den eigentlichen kirchlichen und religiösen Sachen, die auf dem Concil vorkommen sollen, macht sich der Hinkende nicht befassen, und was z. B. die Empfängniß und Himmelfahrt der Maria betrifft so ist das Glaubens- und auch ein wenig Geschmacksache, und das gehört vorerst nicht in den Kalender. Das ist aber nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist, was die Kirchengemeinschaft angehörigermassen aus fremdem Bereiche in den

ihrigen herüberziehen will. Nun, um was handelt es sich denn? Einfach darum, daß eine Handvoll Jesuiten mit Hilfe einiger Hundert Bischöfe und Priester es unternehmen will, die anderthalb Tausend Millionen Menschen, die auf Erden leben, geistig zu knebeln und allen gesunden Menschenverstand todt zu schlagen, indem der Syllabus zum obersten Grundsatz der Welt und die Unfehlbarkeit des Papstes zum obersten Glaubensgrundsatz erklärt werden soll.

Man mag dieß einen Riesenkampf nennen, der Hinkende hält es für einen Streich von Leuten, denen — ein Ziegel gerutscht ist, oder zwei, und er hat sich bereits vorgenommen, falls etwa der künftige unfehlbare Papst erklären sollte, daß 3 von 5 aufgehe, oder daß der Peterspfennig immer noch zu klein ausfalle, dieß ganz ergebnis nicht zu glauben. Er hat nun einmal keinen solchen baumstarken Glauben. —

Eigentlich werden es zwei Concile sein, eines in Rom und eines in Neapel, in Rom nachten die Jesuiten und in Neapel tagen die Freidenker, und diese wollen den Jesuiten die Stange halten, damit sie doch nicht gar zu arg damit im Nebel herumfahren.

Der heilige Vater hat nicht nur die Befenner der griechisch-katholischen Kirche, sondern auch die Protestanten und alle Kezer eingeladen, sich auf dem Concile einzufinden, natürlich, um in den Schooß der einzig seligmachenden Kirche zurückzukehren. In dem betreffenden Schreiben heißt es: „Wir ermahnen wieder und wieder alle von uns getrennten Christen, sie mögen eilends zu dem einzigen Schafstall zurückkehren; die ganze Welt kann den wahren Frieden nicht genießen, wenn nicht ein Schafstall und ein Hirte sein wird.“

Was meint der werthe Leser, wollen wir nicht auch nach Rom? Der Hinkende läßt es hübsch bleiben, in Lahr sieht er viel sicherer. Hätten sie ihn einmal beim Kragen, er würde keinen Fürsprecher finden wie der Njani und Luzzi. Der übrigens etwas von ihm will, der komme nach Lahr. Von Rom nach Lahr ist's keinen Schritt weiter, als von Lahr nach Rom.

Der heiligväterlichen Aufforderung gegenüber haben die deutschen Protestanten am letzten Mai in Worms eine Versammlung gehalten, bei welcher feierlich gegen diese Zumuthung protestirt wurde. Es mag ganz gut sein, daß man auf eine so zubringliche Einladung eine derbe Abfertigung folgen läßt, wichtiger aber ist, daß die Katholiken selbst sich gegen die Annahmungen der römischen Curie zu regen beginnen. Ihnen kommt dieses auch zunächst zu. Den Nichtkatholiken können Papst und Concil nichts vorschreiben, sie können einfach darüber lachen, den Katholiken aber kann es nicht gleichgültig sein, von Rom aus ihre Denk- und Gewissensfreiheit beeinträchtigt zu sehen: sie mögen sich deshalb wehren. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht die Freisinnigen aller Bekenntnisse zusammenzutreten haben, wo es gilt, für Licht und Recht einzustehen.

Der Hinkende unterläßt vorerst weiteres über das Concil; erst im nächsten Kalender kann er berichten, was sie Gutes in Rom ausgemacht haben. Seine Hoffnung ist, auch das Concil werde die Menschheit einen guten Schritt vorwärts bringen, freilich in anderm Sinne, als es die vorkommen Herren beabsichtigen.

Am 11. April feierte der heilige Vater in Rom sein 50jähriges Priesterjubiläum. Das Zusammenströmen von Gläubigen aus allen Ländern dabei mag großartig gewesen sein. Die meisten kamen nicht mit leeren Händen. Auch die unmittelbaren Unterthanen Seiner Heiligkeit brachten ihr Scherlein, größtentheils in Naturalien bestehend. Der betreffenden Deputation schloß sich meist die ganze Gemeinde an. Cori sandte Tabak, Bracciano 6 Kälber, Sermoneta 4 Büffelochsen, Civitena Käse, Grosinoni Getreide, Belletri Wein, Cervetri Vögel. In



Rom war es unmöglich, all' den vielen Anknümlingen Nahrung und Obdach zu gewähren; nun, dem Italiener macht das Obdach nicht viele Sorgen, er begnügt sich auch mit Gottes blauem Himmel, und Naturalien hatten die Deputationen ja bei sich. Was davon noch an seine Adresse gelangte, wurde den armen Klöstern zugetheilt, da Seine Heiligkeit selbst nur eine kleine Haushaltung führt. Werthvoller waren die Spenden, die von fern her kamen. Deutschland sandte zu dem Feste 112 Millionen Peterspfennige, Ungarn etliche 40 oder 50 Millionen. Man klagt immer, das Geld sei rar: in Rom kann es nicht rar sein. Man hatte dessen genug, um die Peterskirche, den Vatikan, die Engelsburg und ganz Rom zu beleuchten. Der Hinkende hätte jedem Spender von Peterspfennigen von Herzen die Freude gewünscht, daß er die bengalische Feuer mit angesehen hätte, in welchen dieselben in die Luft flogen. Sein, des Hinkenden, Antheil hat nicht sehr helle gemacht.

Unter den 150 Personen, welche nach der beim Feste in der Peterskirche vom heiligen Vater selbst gelese- nen Messe zur Communion zugelassen wurden, befand sich auch der junge Mortara.

**Türkei und Griechenland.**

Wenn die Diplomaten sonst nichts zu thun haben, so suchen sie allemal wieder die Orientalische Frage hervor; das ist ein unerischöpflicher Born für sie, an dem sie noch lange ihren Durst stillen können.

Diesmal aber stieß die Quelle fast zu reichlich. Die Sache ist die: Die Insel Candia besitzt seit einigen Jahren im Aufstand gegen ihren Großherrn, den Sultan in Constantinopel; der Hinkende hat davon schon im 68-er Kalender berichtet. Inzwischen ist der Aufstand wohl 20 mal „besiegt“ und „beendigt“ worden, und immer war es noch der Aufstand. Das fiel zuletzt selbst dem Sultan auf. Er rief seinen Minister, den Fuad Effendi, und sagte zu ihm: „Hörst, Fuad, was ist denn das für eine Geschichte mit den Kretern? Ich weiß nicht, wollen sie oder wollt Ihr den langen Glauben mit mir treiben. Warum bringt man die handvoll Leute nicht zur Ruhe?“

„Beherrscher der Gläubigen,“ begann der Effendi und griff unwillkürlich an seinen Hals, „redet nicht also! Die Kreter sind ruhig wie das Meer, das Ihr dort vom Fenster aus sehen könnt: aber die Griechen — denen ist das Land, das wir ihnen aus Gnade geschenkt haben, viel zu klein, und sie trachten nun, o Herr, nach Eurer schönen Insel Kreta. Die Schiffe, welche Eure siegreichen Truppen nach Stambul führen, begegnen stets den Dampfern von Athen, welche neues Gesindel nach Kreta bringen. Es wird nicht Friede, o Herr, als bis den Griechen das Handwerk gründlich gelegt ist.“

Da ergrimmte der Sultan und befahl, den Griechen das

Handwerk gründlich zu legen. Die Pforte, um kurz weiter zu berichten, hatte die unzweideutigsten Beweise in der Hand, daß der Aufstand von Griechenland, und zwar von Seiten der Regierung aus, angefaßt und unterstützt werde. Sie stellte daher die Forderung, daß die Griechen in Zukunft zu unterbleiben habe. Die Türken waren dabei ganz in ihrem Rechte: kein anderer Staat hätte dem Treiben eines unruhigen Nachbarn so lange gedulbig zugehört, wie die Türken es Griechenland gegenüber gethan haben. Die Griechen aber wollten ihr Unrecht nicht einsehen; sie erhoben ein Kriegsgeschrei wider die Türken und rüsteten so gut sie konnten; denn zum Rüsten braucht man Geld und das hatten sie im Augenblicke nicht. Die Türken rüsteten auch, so gut sie konnten. Nun hatten die Diplomaten in Athen und Constantinopel zu laufen und zu springen, um das Neueste zu verhüten. Der Sultan hatte bereits seinen Gesandten aus Athen abberufen und den griechischen Gesandten heimgeschickt, auch allen Griechen befohlen, die Türkei sofort zu verlassen. Auf der See war man sogar schon handgemein geworden. Der griechische Dampfer Enosis, der seither den Verkehr zwischen Candia und Athen vermittelt hatte, griff einen türkischen Kreuzer an, zog aber den Kürzern und mußte mit zerschossenem Ramin in den Hasen von Syra flüchten. Endlich gelang es hoch den Diplomaten, den hartköpfigen Griechen Besinnung beizubringen. Diese standen sich dazu, daß die Sache auf einer Conferenz in Paris beigelegt werden sollte. Die Feindseligkeiten blieben eingestellt. Fast wären die Conferenzherren unverrichteter Sache auseinander gegangen. Der griechische Gesandte sollte auf der Conferenz als kleinmüthlich bloß eine beratende Stimme haben, während der türkische als großmächtig mitstimmen durfte. Das verdroß den kleinen und er blieb weg. Die Herren aber machten ohne ihn fort und gelangten endlich nach langem Kopfzerbrechen zu dem glücklichen Resultat, daß der Krieg zwischen der Türkei und Griechenland eigentlich eine wahre Unnoth sei, und daß es für beide Staaten am besten wäre, wenn sie freundschaftlich sich vertragen würden. Dieser Beschluß wurde nach Constantinopel und Athen geschickt, wo sich die Kriegslust inzwischen so weit vermindert hatte, um einsehen zu können, daß die Herren in Paris im Grunde genommen doch Recht haben könnten.



Der Sultan mit seinen Ministern.

So ist also die orientalische Frage nicht gelöst, sondern vertagt und das Material zu Beurtheilung derselben um ein dickes Protokoll reicher geworden.

Sonst ist von Griechenland und der Türkei nicht viel zu berichten. Beide Staaten schreiten trotz ihrer Geldklemme auf dem Wege der Reformen muthig fort, wenn man nämlich den amtlichen Zeitungen glauben darf. Was Reformen in der Türkei und Griechenland bedeuten, kann der Hinkende seinen Lesern nicht sagen; er weiß es selbst nicht recht.

Es  
wird  
einan  
viele  
nicht  
dem  
predi  
dieser  
Tür  
Berl  
ganz  
noch  
Dbr  
hoch  
Brar  
appl  
H  
Tür  
fen,  
Tar  
gole  
und  
de  
beu  
thun  
der  
von  
mal  
ran  
am  
me  
gef  
se  
gef  
eig  
D  
che  
sch  
erly



Es gibt Leute, welche sagen die Türkei und die Türkenwirtschaft in Europa sei ein Knochen, der nur deshalb unbenutzt verfaule, weil die andern — Feinschmecker ihn einander misshönnen. Schade um den Knochen und das viele schöne Fleisch, das noch daran ist. Man darf nur nicht viel darüber sagen, sonst bekommt man Handel mit dem Gesandten des Großsultans. Hat er doch den Hofprediger in Berlin verklagt wegen Ehrenkränkung, weil dieser von Christen predigte, die noch schlechter seien als "Türkenhunde". Der gute Türke, als ob so etwas einem Berliner Prediger nicht erlaubt wäre! Da haben sie noch ganz andere Stücklein aufgeführt, und ein Türkenhund ist noch lange keine Ohrfeige von Sr. Hochwürdeiner Braut am Altare appliziert. —

Hinter der Türkei, in Persien, Indien, der Tartarei, Mongolei, in China und Japan hat der Hinkende heuer nichts zu thun. Denn daß der junge Kaiser von China einmal Opium geraucht hat und am Kaiserthron darauf fast gesessen ist, ist so wenig ein weltgeschichtliches Ereigniß, als die Ohrfeige, welche der französische Gesandte in Peking von einem Chinesischen Prinzen erhalten haben soll.



Die Konferenz in Paris.

Politik wurde nicht viel gemacht, im Innern aber geht es zwar etwas langsam, aber sicher, vorwärts. Im December 1868 wichen in Folge der liberal ausgefallenen Neuwahlen die Tories endlich der Mehrheit des Parlaments und der öffentlichen Meinung und machten liberalen Ministern Platz. Gladstone ist der Premier des neuen Ministeriums. Das merkwürdigste Mitglied desselben ist wohl Bright, ein Quäker seines Glaubens, sonst ein Fabrikant aus Lancashire, nun Handelsminister. Als freistündiges, beredtes Parlamentsmitglied war er zu großem Ruf und Ansehen gelangt. Der Hofsitte gemäß sollten die neuangehenden Minister bei der Vorstellung vor der Königin sich zum Handkuffe auf ein Knie niederlassen. Bright erklärte zum Voraus, seine religiösen Grundsätze verböten ihm, vor irgend einem sterblichen Menschen zu knien; er werde also von der Vorstellung sich ferne halten.

Die Königin, als sie dieß erfuhr, ließ ihm sagen, er solle nur kommen und sich ungenirt so benehmen, wie ihm sein Gewissen vorschreibe. Bright kam, stand aufrecht, als ein

Mann, und Victoria behandelte ihn nicht minder freundlich, als die Knieenden. Wie man sich gibt, darnach wird man behandelt. Die Königin ist eine geachtete Frau und Bright ein rechtschaffener Mann, die können einander wohl verstehen.

Die wichtigste Maßregel, welche die neuen Minister durchzuführen gesonnen sind, ist die Abschaffung der Staatskirche in Irland.

Die eigentlichen Irländer sind katholisch, die Staatsreligion aber ist die sogenannte hochkirchliche. Die großen Einkünfte der Staatskirche müßen dem Volke nichts, und das soll nun anders werden. Die Einkünfte der Kirche werden vom Staat eingezogen, der katholischen Kirche wird ihr Theil ausgeschieden und der Rest zu gemeinnützigen Zwecken (Irrenhäuser, Taubstummen- und Blinden-Anstalten, Krankenhäusern u. s. w.) und unter anderm auch für hohe protestantische Pfanden verwendet, obschon diese nicht zu gemeinnützigen Zwecken gehören. Am wichtigsten ist das Gesetz für die Päch-



Bright.



Kaiser von China.

Hier hat eine raube Zunge und wo die Leck, da gibt es Blut. In Finnland ist das Elend und die Hungersnoth immer noch nicht gehoben.

Machen wir einen Abscheu nach England.

Auch hier sind wir bald im Reinen In auswärtiger



ter der irischen Kirchengüter. Dieselben werden zu freien Eigentümern, indem sie den Pacht entweder im 21/2-fachen Betrage sofort ablösen, oder in 25jährigen Ablösungsquoten bezahlen können. Die seitherige Pachtsumme betrug 108 Millionen Gulden. Die Irländer freilich sind mit dieser Maßregel nicht zufrieden gestellt; ihnen wäre lieber gewesen, wenn man das ganze Kirchengut sammt allem Grund und Boden unter sie vertheilt hätte; aber allen Menschen kann man es nicht gerecht machen.

Während auf dem Festlande eine Nation die andere mit Rüstungen überbieten will und die Militärausgaben dadurch auf eine unsinnige Höhe hinaufgeschraubt werden, setzen die Engländer ihr Armeebudget um 13 Mill. Gulden herab. England wünscht gewiß mehr als alle Nationen den Frieden; es huldigt aber dem bummeln und kostspieligen Grundsätze nicht: Wer Frieden will, bereite sich auf den Krieg. Zwar nicht Jeder ist bummel, der diesem Grundsätze huldigt, das kommt auf die Umstände an. Der Engländer, der hat's gut machen, der sitzt auf seiner Insel und hat das Meer als Festungsgraben drum herum, wir aber stehen Schulter an Schulter mit einem Nachbar, von dem wir nicht wissen, welchen Augenblick er über uns herfallen und uns den Garaus machen will. Nein, nein, einer Tigerkacke gegenüber die uns Krallen und Zähne weist und zum Sprunge ansetzt, da schläft man nicht, da hat man den Stahl in der Faust und die Kugel im Rohr.

Das Striken oder Arbeitseinstellen in Masse ist bei den englischen Arbeitern noch immer in der Mode. Es läuft aber in der Regel ohne Unruhen ab; die Obrigkeit legt sich nicht darein und wer's am längsten aushalten kann, gewinnt es. Gewöhnlich sind das die Arbeitgeber, die Fabrikherren. Die ganze Woche hindurch blauen Montag zu machen ist für die Arbeiter eine kostspielige Sache.

Nun noch etwas von dem Alabamastreit. Wir kommen damit zugleich hinüber nach

**Nordamerika.**

Während des amerikanischen Kriegs ließen die Südstaatlichen in England mehrere Caperschiffe — das wichtigste davon heißt die Alabama — erbauen oder aufkaufen und ausrüsten, welche dem Handel der Nordstaatlichen nicht geringen Schaden zufügten. Die Nordamerikaner protestirten gegen die Hilfe, welche England dadurch dem rebellischen Süden gewährte, konnten aber während des Kriegs nichts weiter machen. Nun, da sie wieder freie Hand haben, kommen sie mit einer specificirten Rechnung von 14 Millionen Dollars, welche England an die amerikanischen Handelsleute bezahlen soll für den Schaden, welche jene Caperschiffe angerichtet haben. Es mag allerdings eine Apotheker-Rechnung sein, und die Engländer sagen, das geht uns nichts an, wir haben nur die Schiffe gebaut, aber gekapert haben wir nicht, darum zahlen wir auch nicht. Die Engländer wollen natürlich von dieser Forderung nichts wissen.

Ein amerikanischer Senator Namens Sumner brohte in einer geharnischten Rede den Engländern mit Krieg, wenn sie nicht bei Heller und Pfennig bleichen. Nun ist groß Geschrei hüben und drüben überm Ocean. Da übrigens die Engländer sowohl als die Amerikaner practische Leute sind, so werden sie wegen ein paar Millionen nicht Hunderte von Millionen, die der Krieg kosten würde, aufsporn wollen.

Das Neueste in Amerika selbst ist natürlich ihr neuer Präsident Grant. Er hat am 4. März 1869 sein Amt angetreten. Was von seinem früheren Leben zu bemerken, ist in Kürze Folgendes:  
Grant ist geboren am 27. April 1822, ist also jetzt 47

Jahre alt. Seine Aeltern stammen aus Schottland und waren im Staate Ohio ansässig.

Grant wuchs inmitten eines fruchtbaren Farmerdistrictes auf und erlernte sich der Bildungsmittel, wie sie eine gewöhnliche amerikanische Stadtschule darbietet. Besondere Anlagen waren an ihm nicht zu entdecken, im Gegentheil er lernte etwas schwer und langsam; aber er war beharrlich, und was er einmal gelernt hatte, hafterte fest in seinem Gedächtniß. Als 18jähriger Jüngling kam er in die Militärakademie zu Westpoint, und nach 3jährigem Studium trat er in die regelmäßige Armee der Union mit Leutenantsrang ein. Als Lieutenant und Hauptmann machte er den merikanischen Krieg mit. Das Soldatenleben im Frieden gefiel ihm nicht. Nachdem er die 8 Jahre, zu welchen ihn seine Stelle in der Militärakademie verpflichtete, ausgebüet hatte, nahm er seinen Abschied und lebte als einfacher Farmer in der Nähe von St. Louis. Das Holz, das er selbst gefällt hatte, führte er auch in eigener Person in die Stadt. Im Jahre 1859 errichtete er mit seinem Vater in Galena im Staate Illinois eine Lederhandlung, die guten Fortgang hatte. Als 2 Jahre hernach der Krieg ausbrach, war Grant einer der ersten, die sich dem Vaterlande zur Verfügung stellten. Sein Geschick und seine Tapferkeit brachten ihn rasch vorwärts. Schon am 1. März 1864 ernannte ihn Lincoln zum Generalleutenant und Oberbefehlshaber aller Unionsheere, als welcher er den amerikanischen Krieg zum glücklichen Ende führte. Am 28. Juli 1866 verlieh ihm der Congress die höchste militärische Würde der Union, die Stelle eines Armeegenerals, welche er bis zu seiner Erhebung auf den Präsidentensstuhl bekleidete. Grant hat sich also seine Popularität nicht bei Wahlversammlungen oder im Abgeordnetenhanse, sondern auf den Schlachtfeldern erworben. Im Neben ist er kurz angebunden und überhaupt zurückhaltend mit seinen Aeußerungen. Als ihm am 13. Februar der Congress amtlich mittheilte, daß er zum Präsidenten gewählt sei, befand er sich gerade in seinem Bureau, rauchte seine Cigarre und arbeitete emsig. Er erhob sich, legte seine Cigarre bei Seite und hielt eine Rede, die 3 Minuten dauerte, die längste, die er je in seinem Leben gehalten hatte. Der Inhalt dieser Rede war, daß er in seinem Kabinete nur solche Leute anstellen werde, von deren Redlichkeit und Uneigenmüthigkeit er überzeugt sei, daß er also die Tausende von Aemterbettelbriefen, die an ihn gelangen, nicht berücksichtigen werde. Nachdem er dieser heroischen Redeaufgabe sich entledigt hatte, zündete er seine Cigarre wieder an und bot auch den Herren vom Congress einen Glimmstengel. Diese schüttelten ihm die Hand, entfernten sich, und Grant setzte sich wieder an seine Arbeit.

Er ist ein grantiger Räucher, der Grant, gerade wie sein Colleague Napoleon, sonst aber haben sie nicht viel Aehnlichkeit.

Am 4. März wurde er, wie schon gesagt, feierlich in sein Amt eingesezt. Dabei mußte er natürlich eine Thronrede, oder weiß in Amerika ist, eigentlich eine Stuhlrede halten; die durfte er aber ablesen. Er erklärte darin zuerst, daß er kein Jesuit sei, indem er den Eid auf die Verfassung ohne innern Vorbehalt geleistet habe. Das hätte er sollen nicht sagen, meint der Hinkende; jeder brave Mann hält sein Wort, auch ohne Eid, aber freilich, seitdem die sogen. Staatsstreiche erfunden sind, will so ein Eid nicht mehr viel heißen, wenn man nicht noch einen Extra-Eid schwört, daß man ihn auch halten will. Sonst aber war die Stuhlrede durchaus das Wort eines ehrlichen offenen Mannes. Er versprach, das Amt, das er nicht gesucht habe, nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten. Er werde kein Gesetz empfehlen, das gegen den Volkswillen sei, aber sein Veto einlegen gegen Maßregeln, mit denen er nicht einverstanden sei. Mit dem Congress



wird er wegen des Veto schwerlich in Streit gerathen. Die Partei, die ihn gewählt hat, die republikanische, hat in beiden Häusern die übergroße Mehrheit.

Mit den andern Mächten der Erde wird Amerika fortan — wie der Präsident sagt — auf dem Fuße der Gerechtigkeit, Gegenseitigkeit und Billigkeit verkehren, gleich wie es unter vernünftigen Menschen im gewöhnlichen Verkehr der Fall ist, oder sein sollte. Ein kurzes aber ein stolzes Wort, mit dem Grant seine Vereinigte Staaten-Republik mitten unter europäische Großmächte als gleichberechtigten Kollegen hineinsetzt.

Wir wollen jetzt mit dem Grant schließen; der Hintende darf ihn nicht zu sehr loben, damit er ihn auch wieder scheitern kann, wenn's nöthig wird. Die Amerikaner fangen bereits damit an. Natürlich Allen kann er es nicht recht machen, und die Unzahl derer, die unter ihm auf eine Stelle gehofft und keine erhalten haben, wird auch kein Loblied auf ihn anstimmen. Das thut aber nichts, in Amerika nimmt man das Schelten nicht so schwer auf. Von dem früheren Präsidenten Johnson hört und liest man nichts mehr; er muß verschollen sein. Auch von dem Prozeß gegen den Südbund-Präsidenten ist es gänzlich stille; man läßt ihn wahrscheinlich einschlafen, und das ist das Beste.

**Südamerika**

Ist der Krieg zwischen Brasilien und Paraguay immer noch nicht zu Ende. Zwar sind die Brasilianer und ihre Verbündeten in der Hauptstadt von Paraguay, in Assuncion; aber der Präsident Lopez ist draußen und streift mit seinen Schaaren bis vor die Stadt, und es dürfte Einen nicht wundern, wenn die Sieger zuletzt in der von ihnen eroberten Stadt selbst belagert würden. Im Interesse der Menschlichkeit und Menschheit wäre zu wünschen, daß Friede gemacht würde. Das Volk von Paraguay bekommen die Verbündeten doch nicht in ihre Hand, und was thun sie mit einem leeren Lande in Südamerika, wo es gewiß nicht an Raum, aber an Händen zum Bebauen fehlt?

Das Beste hat der Hintende auf die Letzte aufgespart, das liebe Vaterland

**Deutschland und Oesterreich.**

Paffen sie aber auch zusammen? Nun, auf der Karte liegen sie ganz ruhig neben einander, warum sollten sie im Kalender nicht auch ruhig neben einander stehen können? Nun, der Hintende will's einmal riskiren, sie werden nicht gleich Händel mit einander anfangen. Sie können gewiß auch nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Leben friedlich und einig zu einander stehen und mit einander gehen, wenn sie nur die Ellenbogen ein wenig an sich ziehen wollten, namentlich aber die Oesterreichischen. Neudeutschland und Neudoesterreich! Es wird keines mehr

in dem andern aufgehen, aber warum sollten sie nicht Freunde und Brüder sein können? Freilich ist vor allen Dingen nöthig, daß jedes Ordnung schaffe im eigenen Hause.

Großes ist in Deutschland und Oesterreich nicht geschehen, aber Vieles ist geschehen, Gutes und Bßes. Soll der Hintende alles aufzählen, alles berichten, was in Oesterreich der Kampf der Geseke gegen die Paffen und in Deutschland der Kampf der Paffen gegen die Geseke zu Tage gefördert hat? Soll er schreiben und drucken lassen, wie in Oesterreich alles auseinander strebt und in Deutschland nichts zusammen zu bringen ist? Es graut ihm bavor, und doch kann er nicht ganz dazu schweigen. Also in Gottes Namen an die saure Arbeit!

In Oesterreich hat das freisinnige Ministerium — die Herren werden's doch nicht übel nehmen, wenn man sie noch freisinnig nennt? — einen harten Stand: es hat sich zu wehren gegen die Sondergelüste der einzelnen Völker und Zungen, es hat sich zu wehren gegen die widerstre-



Grant's Rede bei seinem Amtsantritt.

henden Bischöfe und ihren Anhang, und es hat sich zu wehren gegen die reaktionären Einflüsse von oben. Die letztern zwei Punkte hängen übrigens genau zusammen. Da muß die beste Kraft bald abgenützt werden. Der Hintende rechnet übrigens hierher den Oberminister, den Beust, nicht, auch die Ungarn nicht. Ungarn ist für uns ganz und gar Ausland, und der Hintende hätte ihm sollen einen eigenen Abschnitt widmen, er kann es aber auch hier abmachen. Die Ungarn gehen ihren eigenen Weg, und daran thun sie recht. Sie haben keinen Kaiser mehr, sondern einen apostolischen König von Ungarn. Das derselbe in der Kaiserburg zu Wien wohnt und bloß hie und da zum Besuche nach Buda-Pest kommt, ist ihre geringste Sorge. Das Concordat gilt ihnen als abgethan, und sie glauben ihren Verbindlichkeiten gegen den heiligen Vater vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn sie jährlich einige Millionen Peterspfennige nach Rom schicken. An ihrem Eifer bei den Reichstags-Wahlen könnten die Deutsch-Oesterreicher ein Exempel nehmen: zwar nicht was das Lobtschlagen betrifft, was bei den ungarischen Wahlen hie und da vorkommt, sondern in Hinsicht auf den Eifer und das Bekennen der Farbe. Die Ungarn sind für unser deutsches Einigungswerk ein besserer Bundesgenosse, als die deutschen Minister in Wien. Sie haben wiederholt erklärt, keinen Mann stellen zu wollen, wenn Graf Beust Deutschland gegenüber etwa Wiederherstellungs- oder Rachepläne auszuführen gedächte.

Der Hintende hat gesagt „Graf“ Beust, denn er nennt Leben gern bei seinem rechten Titel. Beust ist nämlich vom Kaiser für seine Verdienste in Oesterreich in den erblichen Grafenstand erhoben worden, und zwar „mit Rücksicht der Taren“, wie es in dem betreffenden Hand-



Schreiben heißt, und was am Ende an dem Grafentitel noch das Beste ist.

Daß Oesterreich seine Armee auf 800,000 Mann erhöht hat, mag seinen Grund darin haben, daß es lieber den andern nachmacht, als ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen. Oesterreich ist nicht wie Deutschland von Frankreich bedroht, es ist überhaupt von Niemand bedroht, und Preußen, das 1866 dem besiegten Habsburg keinen Fuß breit Land abgenommen hat, denkt nicht daran, sich auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern. Oesterreich könnte also süglich seine 800,000 Mann, anstatt diese colossale Kraft auf den Exercirplätzen zu verschleubern, viel besser zum Aufbau seines haufälligen Hauses verwenden.

Ihre Soldaten haben sie vermehrt und ihre Zinsen haben sie vermindert. Das kommt davon. Um Großmacht zu spielen, steuern sie mit vollen Segeln dem Banquerott zu. Ein solches „Vorgehen“ ist unerhört in der gebildeten Welt, das haben sie sogar in Madrid nicht gewagt, und die Amerikaner mit ihrer colossalen Schuldenlast bezahlen nicht nur pünktlich ihre Zinsen, sondern sie lösen auch ihre Schuld ab. Im österreichischen Kaiserstaate gilt freilich schon lange nicht mehr die alte Kinder-Rechnungs-Regel: „Kann ich nicht, so leih' ich Eins“. Es ist Niemand mehr

da, der ihm „Eins“ leihet, und da ist es freilich am Einfachsten man bezahlt auch „Keins“ mehr an seine Gläubiger. Wenn so etwas in Tunis oder Tripolis passiert, so schickt Europa seine Schiffe hin, und zwingt den Bey zum Zahlen. Ob englische, holländische und deutsche Schiffe bereits unterwegs nach Triest sind, zu gleichem Zwecke, weiß der Hinkende nicht.

Gegen die Wünsche, die sich dem Gesetz und der Obrigkeit nicht fügen wollen, ist man endlich doch eingeschritten; aber man rührt sie mit Samthandschuhen an.

Die Oesterreicher jubeln über den Sieg, den Gesetz und Recht erkämpft haben, wenn der Bischof von Linz nach dreimaliger vergeblicher Vorladung endlich vom Richter selbst in einer Kutsche auf's Landgericht, oder wie man's heißt, abgeholt wird, dort erklärt, daß er die Competenz des Gerichts nicht anerkenne und dann in seinem Galawagen, begleitet vom Hoch der Straßenjungen, wieder nach Hause fährt. Und wenn das Gericht ihn dann endlich doch in contumaciam zu 14 Tagen verdonnert hat, so kommt der gute Kaiser Franz Joseph und begnadigt ihn. Ein Glück für den Bischof, daß der Hinkende nicht Richter in Linz und nicht Kaiser von Oesterreich ist und — auch ein Glück für den Hinkenden.

Was die auswärtigen Beziehungen und Verhältnisse Deutschlands betrifft, so haben wir gerade nicht viele Freunde gewonnen, aber viele Neider. Nun, sie mögen uns hassen, wenn sie nur Respekt vor uns haben, und den haben sie, Gottlob.

Der Nordbund ist nicht größer aber auch nicht kleiner

geworden. Der Reichstag hat weder fortgearbeitet an dem innern Ausbau; manch heilsames Gesetz ist erlassen und mancher Uebelstand beseitigt worden. Für Gewerbe, Handel und Verkehr ist auf's Beste gesorgt. Da war freilich noch ungeheuer viel zu thun, denn der Bundestag selig hat Alles schlampeln und bambeln lassen. Die angekommenen neuen Steuern wurden mit Recht abgelehnt. Die Finanzminister sollen auch einmal sorgen, wie sie auskommen; man braucht nicht gleich dem armen Volke Speise und Trank und Licht und auch noch das Eisenbahnfahren zu verbauern.

Daß auch die Quittungssteuer durchgefallen ist, das ist freilich schade, denn das hätte eine unerlöschliche Einnahmsquelle gegeben. Für die Quittungssteuer hätte man eine Quittung bekommen, diese Quittung hätte man wieder gegen Quittung besteuert und so fort; das hätte Millionen eingetragen. Nun vielleicht macht sich Oesterreich diesen Wink zu Nutzen.

So, das ist alles, was der Hinkende für heuer vom Nordbund zu sagen hat. Vom Südbund, hat er Gottlob, gar nichts zu sagen, denn es gibt keinen und wird niemals einen geben. Also gehen wir gleich an die einzelnen Südstaaten:



Bischof von Linz vor Gericht.

der Hauptstadt München freisinnige Abgeordnete in die Kammer gewählt wurden, ist ein gutes Zeichen, das seine Folgen haben wird. Sonst gibts just nicht viel Neues in München. Der Wagner macht Zukunftsmusik, an der der König eine größere Freude hat als der Hinkende, obschon die Prügelei in den Meistersängern ihm recht gut gefallen hat, man sieht da doch auch, was er will und die Musik paßt ganz dazu. Auch der Fürst und Minister Hohenlohe ist Musikant und spielt in Bayern die erste Violine. Freilich wäre es gut, wenn er, anstatt auf seiner politischen Geige zu trahlen, auch einmal mit dem Fiedelbogen drein schlägt, und seinen Bayern den Weg zeigte, der zum Nordbunde, zum einigen Deutschland führt. Mit dem Fiedeln allein ist es nicht gethan, und auf diese Art ist Bayern noch nicht weit vorwärts gekommen. Entweder fehlt es an der Schneide oder das Holz ist zu hart, das geschnitten werden soll. Bayern ist zu groß und zu klein, für uns Süddeutsche. Zu groß, um sich einem Größeren zu fügen, zu klein, um auf eigenen Füßen zu stehen, aber groß genug wäre es, um ganz Süddeutschland das Signal zum Anschluß an seine norddeutschen Brüder zu geben. Der Himmel erleuchte es

In Bayern ist eine neue Kammer gewählt, in welcher die Ultramontanen die Mehrheit haben: 78 derselben stehen 76 Freisinnigen und Halbfreisinnigen gegenüber; das wird eine schöne Wirthschaft geben! Die Pfaffen sind dort fast noch wüthiger als in Oesterreich oder Baden, was viel sagen will. Sie wirthschaften aber meist nur auf dem Lande, in den Städten ist die Luft schon reiner, und daß selbst in



In Württemberg ist die Kammermehrheit demokratisch, lauter wackere Leute, kein einziger Schwarzer dabei: aber in blindem Preußenhass einig mit den Schwarzen und mit ihnen Hand in Hand gehend. Wer ein Demokrat sein will, in der ächten Bedeutung des Wortes, kann sich niemals mit Leuten verbünden, die ihre Lösung von Rom aus erhalten und der allerundemokratischsten Herrschaft, dem absoluten und unfehlbaren Papstthum unterworfen sind. Das ist einfache Narrheit. Uebrigens haben die Württemberger ihren Hefe, und das ist ein Mann, der, wenn auch fromm und katholisch, sich doch nicht von Rom aus auf der Nase tanzen läßt.

In Baden haben wir zwar kein Hefe, aber einen Kübel; wir sind aber nicht stolz darauf, und wären auch mit einem kleineren Gefäße zufrieden, es wäre für die schwarze Wäsche der Schwarzen immer noch groß genug gewesen. Doch das sind keine Weltbegebenheiten, und seitdem die Schwarzen in Engen, Heidelberg zc. sich so collossal blamirt, haben sie sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen, und die gespaltenen Nationalen und Liberalen haben in Offenburg ein Verbrüderungsfest gefeiert, das hoffentlich länger halten wird, als bis der Kaiser in Druck kommt.

Das allgemeine Stimmrecht einzuführen hat man noch nicht gewagt, weil man fürchtet, es möchte gehen wie in Bayern. Nun, so wird es denn doch nicht gehen; dazu kennt der Hinfende seine Landesleute zu gut.

Doch es wird Alles noch in's Blei kommen. Baden ist jetzt schon ein wichtiger vorgeschobener Posten für Neu-Deutschland ein Hort und Halt für alle deutsch-waterländisch Gesinnten im deutschen Süden.

Deswegen braucht es nicht alles blind nachzumachen, was preussisch ist, denn auch in Preußen ist Vieles, was nicht sein soll, und was wir uns vom Leibe halten wollen. Das hindert aber nicht, daß wir doch gute Deutsche sind und den Anschluß an den Nordbund für die erste Lebensabingung halten, und das ist auch die Herzensmeinung des Hinfenden und hat Niemand das Recht ihm nachzusagen, daß er dafür — von Bismarck bezahlt sei, wie Andere es sind von den Welsen, Oesterreichern zc. Soll ihm Einer kommen! Gottlob, der Hinfende kann seinen Schoppen Marktgräser noch selber bezahlen.

So, nun wäre auch Deutschland abgethan. Der Hinfende will keine Einheitspredigt halten wie früher, er predigt nicht gerne tauben Ohren, aber eins muß er doch noch bringen. Demokratie heißt Volksherrschaft, Herrschaft der Mehrheit. Wer also deutscher Demokrat sein will, muß sich der Mehrheit der Deutschen fügen. Der Nordbund zählt 30 Millionen Deutsche, der nicht dazu gehörige Rest Deutschlands 8 Millionen. Haben nun die 8 Millionen, oder haben die 30 Millionen nachzugeben? Und es handelt sich nicht einmal um's Nachgeben, es handelt sich um die Verbindung Deutscher mit Deutschen, seien es

nun hüben oder drüben mehr. Man kann ein guter Demokrat sein, das ist wahr, und doch ein Gegner des Nordbundes; aber dann ist man kein deutscher Demokrat, sondern bloß ein schwäbischer oder bairischer oder bayerischer. Das ist der Unterschied. Wer sich als Württemberger, Badener, Bayer oder Hesse befriedigt fühlt, der braucht keinen Anschluß an den Nordbund: wer aber auf den Namen Deutscher stolz ist, der denkt anders und ruft mit dem deutschen Dichter:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an zc.“  
und wenn es auch im eigentlichen Sinne des Wortes ein theures wäre. Wollt Ihr, daß Euch die gebratenen Tauben in's Maul fliegen? Wer auf der Welt hat es so gut? Oder hat unser Herrgott Euch das Herz in den Geldbeutel gelegt, anstatt in die Brust? —

Genug! Nichts für ungut!  
Nun wären, Gottlob, die Weltbegebenheiten wieder auf ein Jahr abgethan. Aber halt! da hätte der Hinfende beinahe einen Hauptfehler begangen und dem Hinfengessen, der das Weltradb in Trieb gesetzt und dem Hinfengessen, der das Weltradb in Trieb gesetzt hat. Das ist Niemand anders als den den Steff gelejert hat. Das ist Niemand anders als Graf Bismarck. Graf Bismarck hat, wenn anders die Franzosen gut unterrichtet sind, mit preussischen Dablearn die spanische Revolution angezettelt und die Pariser Unruhen gemacht; er hat den König von Griechenland am Ende auch den Sultan aufgehebt; er hat den Rochefort veranlaßt, seine Laterne zu schreiben; er hat die Belgier aufgeleitet, ihre Eisenbahnen zu behalten; er hat den chinesischen Prinzen das Dhrseigengeben gelehrt; er hat die



Bayrische Bauern zur Wahl ziehend.

österreichische Panzerfregatte „Radeky“ mit preussischem Pulver in die Luft gesprengt und das österreichische Salzbergwerk Wielicza unter preussisches Wasser gesetzt; kurzum, wo irgendwo die Ruhe gestört wird, oder etwas los ist, der Bismarck steckt dahinter. So glauben und schreiben die Franzosen und die Andern.

Moral: Mag man einer Partei angehören, welcher man will und mag man von Bismarck denken, wie man will: jeden Deutschen muß es freuen, daß die Andern auch einmal Respect vor einem Deutschen haben, denn wenn man solche Streiche zumühet, ist ein respectabler Mann.

**Räthsel.**

Trägt sie Wappen auch und Schild und Krone,  
Käuflich bleibt sie jedem Erdensohne;  
Wer sie braucht, muß sie zuvor beleiden.  
Dieses Räthsel wird dich weiblich neden.

Auflösung: **WIRTSCHAFT**